

Eine verhagelte Sommernacht in Wien

VON REINHARD WENGEREK

Seit Menschengedenken gilt in der Kunst die Warnung: Vorsicht vor tollen Einfällen! Denn sie neigen dazu, noch toller, ja geradezu vernichtend zurück zu schlagen. Wie jetzt bei Shakespeares „Sommernachts Traum“ am Wiener Burgtheater, das zum Probieren einer extraordinären Spielidee des holländischen, bislang vornehmlich im Film reüssierenden Regisseurs Theu Boermans und seines Szenaristen Bernhard Hammer gleich fünf Tage hintereinander geschlossen werden musste.

Zunächst eine neckische Idee: An der Garderobe wurden handliche, in jede Jackentasche passende Gläschen mit „Sommernachts Traum“-Marmelade feilgeboten, das Stück zu 3,50 Euro mit Burgtheaterlogo auf dem Deckel. Also schnell gekauft, gekostet (Erdbeere-Ananas) und rein in den Saal.

Die Riesenbühne ein schickes Festzelt, vollgestellt mit Tischen, edel eingedeckt fürs Hochzeit-Bankett von Theseus (Peter Simonischek im Smoking) und Hippolyta (Andrea Clausen in Seidenrobe). Die Aristokratie des Shakespearschen Fantasy-Athen feiert wie heutzutage eine Großbank. Zugleich sollen zwei Sprösslinge des Establishments, Hermia und Demetrius (Pauline Knof, Patrick O. Beck), Verlobungsringe tauschen. Doch das kecke Mädel bockt. Es liebt Lysander (Philipp Hauß), derweil der Verschmähte von Helena (Adina Vetter) begehrt wird, von dieser aber nichts wissen will. Jugendliches Gefühlsdurcheinander. Hermias Vater greift ein: Entweder pariert die Göre und nimmt den für sie Erwählten oder sie muss sterben, so brutal ist das Gesetz.

Auf dieses Basta folgen Blitz und Donner. Die Regie entsetzt – der tolle Einfall! – ein Sommergewitter. Orkanböen stürzen das Zelt, minutenlang hagelt es Plastikgranulat! Ganze Tonnen davon begraben den Festplatz, türmen sich zu Schneebergen auf schwankendem Zeltdach-Grund: Wir sind in Shakespeares animalischem Elfenwald, in den die verkallte Jugend ausbüxt und wo Liebe und Triebe vollends verrückt spielen durch böse Zauberei. Und das ist die tatsächlich tolle theatralische Idee: Auf die diktatorische gesellschaftliche Tischordnung knallt die archaische Unordnung. Ein Wolkenbruch; unser Daseinsriss.

Dieser sinnige szenische Einfall führt jedoch zum schauspielerischen Ausfall. Denn alles, was da im Meer aus Plastik-Kügelchen krecht und flucht, kämpft nur noch mit dem staubigen Granulat, statt mit dem Text zu spielen. Der nämlich erzählt von dem entsetzlichen Wahn, in den alle Macht, Vernunft und Liebe unversehens stürzen können. Diese Schmerzpunkte, an die das starke Ensemble wohl führen könnte, verlieren sich in der Schlacht mit dem weißen Schrot.

Allein das kindische Rampenspiel der Handwerker (Udo Samel als Zettel) mit ihrer todtraurigen Paraphrase auf Kunst, Wahn und Leben packt den Geist des bitteren Märchens, das, nach „Viel Lärm um Nichts“ (Regie: Jan Bosse), den geplanten Burgtheater-Shakespeare-Zyklus fortsetzt.

bleibt die Marmelade als süßer Trost. Und Maria Hapells Schlusssong als Puck: „Will You Still Love Me Tomorrow...“

Termine: 16., 22. Januar;
Karten: (00431) 51444 4140



Wenn Berlin-Brandenburg eine Art Countrystil besäße, seine eigene Überlandmusik, sie müsste wie Contriva klingen: Masha Qrella (2. v. l.) mit ihrer Band

FOTO: MORR/MAXI STRAUCH

Preußisch blau

Masha Qrella und die Band Contriva vertonen ein versunkenes Milieu: Berlins Prenzlauer Berg vor dem Mauerfall

VON MICHAEL PILZ

Die übliche Berlin-Berichterstattung stützt sich sozusagen auf vier Pfähle in der sandigen Steppe: auf den unfreundlichen Eingeborenen, das Fehlen jeglicher Kultur, ein so verarmtes wie verlottertes Gemeinwesen und sozialistische Tristesse. Nicht nur Zeitungsspalten, ganze Bücher werden mit Erzählungen aus einer unwirtlichen Stadt gefüllt. Der weinerliche Ton der frühen Neunzigerjahre allerdings ist kampferprobter Stolz gewichen. Macht euch keine Sorgen, teilen zugezogene Medienmenschen den Daheimgebliebenen mit: Wer es im Wilden Osten schafft, der schafft es überall. Dann sorgt sich die Familie und ist stolz auf den verlorenen Sohn oder die Tochter. Wie der Sohn oder die Tochter auf sich selbst.

So kommt es, dass sich der nun so genannte Prenzlauer Berg Wochenenden mit verschämten Neuberlinern und deren erleichterten Verwandten aus der süddeutschen Provinz bevölkert. Hatten sich die Gäste schlimmer vorgestellt. Eher nette und gesprächige Passanten, weniger Kultur und Konsum und mehr Beton. Nicht dieses ideale Freiburg. Soweit das Dilemma der hier Wohnenden: Die schon hier lebten, als die Gegend noch un-zweifelhaft ein Teil Berlins und Preußens war, beklagen atmosphärische Verluste. Sie behelfen sich mit trotzigen Aktionen wie zur Weihrauchzeit, als Postkarten mit unfreundlichen Grüßen in den Szenekneipen für Verstimmung sorgen: „Ostberlin wünscht gute Heimfahrt!“ Abgedruckt waren die Fahrpläne der Bahn, Richtung Südwesten.

1996 debütierte das Quartett mit Singles aus Vinyl. Es folgten so bereite Stücke wie „Kuschel XTC“ und „Introduce Me To Someone Really Cool“. Aus Anlass ihres ersten Albums „Tell Me When“ im Jahr 2000 staunte Peter E. Müller in der Berliner Morgenpost: „Solch eine Musik hätte es in (West-)Berlin vor der Wende nicht gegeben. Solch

Allerdings vermissen auch die dorthier Eingewanderten dieselben Ost-Berlin-Klischees. Grundsätzlich unterscheidet sich allein die Perspektive ihrer jeweiligen Projektion. Aber was hat das alles mit Musik zu tun? Vor allem einiges mit der Art und Weise, wie die jüngere Berliner Popmusik sich um das künstlerische Wiederherstellen des Status Quo der späteren Achtziger bemüht, als es zwischen den ruinösen Altbauten am interessantesten war: Man kennt den rüden elektronischen Radau der Gruppe Rechenzentrum. Barbara Morgenstern bedient begeistert wie ein Junger Pioneer die VEB-Vernona-Orgel. Neue-Deutsche-Welle-Veteranen gründeten ein Duo namens Traumwohnung. Und als Knüller galten in den Neunzigern die Wohnzimmerkonzerte wie sie Punks und Dichter schon im Stadtbezirk Prenzlauer Berg gefeiert hatten, als im Mauer-schatten Kreuzbergs die Boheme noch klausrophobisch in den Clubs und Kellern um sich schlug. In diesen Wohnzimmern, „am Prenzlauer“ – und so zum eigentlichen Thema – tauchte vor zehn Jahren Masha Qrella auf. Eine zurückhaltende 20-jährige damals, die verschiedene Instrumente spielte. Ihre Band hieß Zimt, und weil der Name schon vergeben war, entstand daraus Contriva.

1996 debütierte das Quartett mit Singles aus Vinyl. Es folgten so bereite Stücke wie „Kuschel XTC“ und „Introduce Me To Someone Really Cool“. Aus Anlass ihres ersten Albums „Tell Me When“ im Jahr 2000 staunte Peter E. Müller in der Berliner Morgenpost: „Solch eine Musik hätte es in (West-)Berlin vor der Wende nicht gegeben. Solch

eine Musik entsteht nur in einer Stadt ohne Mauern, mit Auslauf, mit Umland, mit Weite.“

Nie wieder ist treffenderes zu Contriva aufgeschrieben worden. Allerdings hätte es solch eine Musik auch kaum in (Ost-)Berlin gegeben vor der Wende. Trotz der trüben Weite der Bezirke Cottbus, Potsdam und Neubrandenburg herrschte bekanntlich ein noch stärkeres Gefühl der Enge. Masha Qrella und Contriva haben es geschafft, im Nachhinein das damals dennoch leise, innere Hochgefühl von Anar-

„Wer so eine Musik herstellt, erinnert an vergessene Lebenstechniken“

chie und Alltag in Musik zu übersetzen und zu konservieren. Vielleicht unbeabsichtigt aber schwer zu leugnen. Kaum bemerkt veröffentlichte Qrella kürzlich ihre zweite Soloplatte und das vierte reguläre Album mit Contriva. Deren „Separate Chambers“ hebt mit einer freundlichen Gitarre an, vernehmbar scheuern sich die Finger an den Saiten, staubige Schläge setzen ein und eine Melodiegitarre, die doch eher nach Tanzkapelle klingt als nach katholisch übertriebener Rockmusik. Interferenzen schwirren. Reverenzen auch, im seltenen und schüchternen Gesang von Masha Qrella und in ihrem Melodiebass. Das hat mehr mit 20 Jahre alten Bands aus Manchester zu tun als mit Berlin um 1988. Denn wer der Berliner Enge damals virtuell

entkam, war bei bekennenden Protestanten wie New Order besser aufgehoben als bei einheimischen Bands, die Herbst In Peking hießen. Der Berliner ließ sich zweimal hineinreißen zu Hysterie und Überschwang: zum Mauerfall, im „Wahnsinn!“ zwischen 22 Uhr und zwei Uhr morgens. Und im Sommer 1990, als für mittellose, nur an kulturellen Flausen reiche Jüngere alles möglich schien. Danach fiel jenes Soziotop vernunftbetont zurück in sein Verhalten. Es ist dieser kühle, schroffe Fatalismus, diese melancholisch-achselzuckende Gelassenheit, die Zugezogene erregt wie ein verfallenes Gästehaus der SED mit angrenzendem Kiefernwald. Wenn eine solche Hässlichkeit verschwindet, ist der Jammer groß.

Kein Altkader aus Pankow war über den Abriss des Palasts der Republik empört als der frisch gebackene Prenzlauer Berg aus dem deutschen Süden. Masha Qrella bringt sogar den Stallgeruch dieser versunkenen Lebenswelten mit. Ihr Großvater Alfred Kurella, ein Sohn des schlesischen Schädeldermessers und Rassentheoretikers Hans Kurella, war eine der interessantesten Figuren unter deutschen Kommunisten im sowjetischen Exil. Als Jugendfunktionär der Internationalen, dann als Sekretär Georgi Dimitroffs, als Journalist und Bildender Künstler. In der DDR bekleidete Kurella niedere Ämter wie den Vorsitz des Leipziger Literaturinstituts und der SED-Kulturkommission. Sein Haus, die heutige „Villa Qrella“, steht in auffallend mintgrünem Anstrich immer noch in Pankow. Sie beherbergt einen Astrophysiker und eine Neurologin, seine

Kinder, und im ehemaligen Luftschutzkeller die von seiner Enkelin und ihrem Freund betriebenen Studiöräume. Hier entsteht die Kunst der Masha-Qrella-Bands Contriva, Mina sowie NMFarner. Während sich besonders ortstypisch gebärende Musiker durch alles Mögliche bemerkbar machen, zieht sich Qrella auf der Bühne und auf Plattentiteln hinter ihren Haarvorhang zurück. Das würde sie in Interviews noch lieber tun. „Sich nicht erklären“, sagt sie häufig. Und sie sei „nicht die geborene Performerin“. Und so entlässt sie ihre Stücke, die dann durch die Gegend schweben, und Berufserklärer schreiben über Filme, Landschaften und Secondhand-Klamotten oder sogar über Wolldecken.

Wenn Berlin-Brandenburg eine Art Countrystil besäße, seine eigene Überlandmusik, sie müsste wie Contriva klingen. Analoges Folk, der auf die Club- und Rockmusik zurückschaut und dabei zur Stille und zum Stillstand neigt. Preußischer Soul, spartanisch, spröde, skizzenhaft. Wer so eine Musik herstellt, erinnert an vergessene Lebenstechniken. Genügsamkeit, Distanz und Schweigen. Ungeduldig, aufdringlich und laut wird heute in Berlin danach gesucht. Von denen, die es einmal leiser konnten, wie von jenen, die diese Folklore gern beherrschen und gern die versunkene Kulturlandschaft bewohnen würden. Einigkeit durch Dialektik. Prenzlauer muss Masha Qrella dankbar sein.

Contriva: *Separate Chambers*; Masha Qrella: *Unsolved Remained* (Morr/Indigo)

„Ich hör’ alles, aber ich versteh’ nix“

VON JOHANNA SCHMELLER

Christoph Schlingensiefel ist nicht zufrieden. Die Mikrofone funktionieren nicht immer. Ein Gast wird bis zuletzt vergessen. Rapper Sido steht plötzlich zu früh auf der Bühne und bohrt die Hände bockig in die Taschen seiner weiten Jeans: „Mir wurde es zu langweilig da hinten.“ Pannen? Egal, denn Schlingensiefel ist überzeugt: Jeder Mensch kann Fernsehen machen. Doch heute ist dem Theater-Provokateur sein Publikum zu zahm. „Applaus, bitte, mehr Applaus!“, ruft er immer wieder.

Zehn Jahre nach seiner Talkshow „Talk 2000“ startet Christoph Schlingensiefel mit „Die Piloten - 10 Jahre Talk 2000“ nun eine sechsteilige Sendereihe, die voraussichtlich auf Arte zu sehen sein wird. Zu seinem TV-Studio macht Schlingensiefel die Akademie der Künste am Pariser Platz. In der Mitte des gläsernen Foyers lässt er eine Bühne errichten, die sich fortwährend dreht - eine Herausforderung für Kameraleute und Kabelträger. Auf dem kreisrunden Podest stehen orange-braune Polstermöbel, billige Klappstühle aus Plastik, rosa Stehlampen mit bestickten Bordüren um einen eckigen Couch-Tisch, darauf eine angebrochene Flasche Jack Daniels. In die Sitzmöbel fläzen sich Dramatiker Rolf Hochhuth, Talk-Master Jürgen Fliege, Rolf Zacher, Jonathan Meese und zwei, drei, zeitweilig auch Menschen mit geistigen Behinderungen oder nervösen Verhaltensstörungen.

Menschen zusammenbringen, die nicht zusammen passen, und Themen auf eine Art besprechen, die sich einfach nicht gehört - so das simple Konzept von „Die Piloten“. Die ersten beiden Sendungen sind „Krankheit“ und „Angst“ gewidmet.

Schlingensiefel erzählt von seinem Augenleiden, dem Rolf Hochhuth von einer einseitigen Gesichtslähmung. Ein Augenarzt gibt Auskunft, Helge Schneider wird live angerufen und zum Thema befragt. Und auf Leinwänden flimmert immer wieder die berühmte Blendungs-Szene aus Salvador Dalis „andalusischem Hund“, in der einer jungen Frau der Augapfel mit einem Rasiermesser durchtrennt wird.



Talkmaster Schlingensiefel

Rolf Hochhuth muss einen Sehtest machen. Der fällt zwar nicht übel aus, doch man einigt sich trotzdem recht schnell, dass Blindheit immerhin kreativ mache. Die Vorsitzende des Bundesverbandes der Kleinwüchsigen spricht über Diskriminierung, „Benutzen Sie Google Earth“, fragt Schlingensiefel, „das wäre nämlich unfair. Sie sind einfach nicht dafür geschaffen, die Welt so zu sehen.“ Und manchmal hört sich der Regisseur ein paar hübsche Mädchen dazu, die Schauspielerinnen Katharina Schüttler etwa, oder die Grünen-Politikerin Julia Seidler - „um zu zeigen, dass da Schönheit nachwächst“.

Immer wieder erreicht das Chaos inszenierte Höhepunkte. Ein wütender, verwirrter Rentner stürzt brüllend auf die Bühne. Einer verschleierte Frau reißt Schlingensiefel den Tschador vom Kopf. Deren Arabisch-Übersetzerin schmeißt sich Rolf Zacher an die Brust, um ihm weinend ihre Liebe zu gestehen. Die Showband „The Pleasures“, eine wild geschminkte Rockgruppe, würdigt der Gastgeber mit den Worten „Die sind hier, weil sie es meinen, wie sie sind“, und stellt im nächsten Atemzug fest: „Wir sind doch eigentlich alle nur Fliegenschiss auf der Windschutzscheibe.“

Mit einem grantelnden Hermann Nitsch diskutiert er darüber, wie das damals in Bayreuth gelaufen sei - damals, als er, Schlingensiefel, den Parsifal inszeniert habe, nicht Nitsch. „Wie hättest du das denn gemacht?“, fragt er den Wiener Aktionskünstler ehrlich interessiert. Die Musik hätte er nicht angetastet, erwidert der, und doch, es hätte wohl schon ein blutendes Schwein am Bühnenrand gelegen, „in dessen offenem Leib man in Gedärmen wühlt“. Klaus Grossner tritt auf als „der Mann, der Suhrkamp vernichten will, indem er es kauft“, und Sido fragt nach, ob man nun eventuell wieder von interessanten Dingen sprechen könnte. „Ich krieg hier nämlich nix mit. Also, ich hör’ schon alles. Aber ich versteh’ echt nix.“ Ein verwirrender Abend, nicht nur für superintelligente Drogenopfer.

Akademie der Künste, Berlin;
Termine: 19. und 26. Januar

Schuld und Sühne und der ganze alte Quatsch

Erfolgsgeschichte „Die Insel“: Russlands Jugend strömt in einen Film über einen asketischen Mönch und nimmt Glauben und Kirche wieder ernst

VON MARINA ANSELM

Mit entschlossenem Blick rudert Vater Anatoli auf einen Inselvorsprung zu. Der Wind zerrt an seiner Mütze, den Filzhandschuhen, an seinem langen, dunklen Gewand. Vater Anatoli bemerkt es nicht. „Vergib mir, Vater“, murmelt er durch seinen ergrauten Stoppelbart, steigt aus dem Boot und stolpert über die Disteln, die unter der Schneedecke hervorlugen. „Vergib mir, Vater“, sagt er und lässt sich fallen. Mit dem Gesicht nach unten, die Arme ausgestreckt bleibt er liegen. Er atmet schwer.

Sühne - das ist eines der zentralen Themen in dem neuen Film „Die Insel“ des russischen Regisseurs Pawel Lungin. Das Drama, das seit Wochen in Russlands Kinos läuft, beginnt im Zweiten Weltkrieg, auf dem Weißen Meer. Deutsche Soldaten zwingen den jungen Matrosen Anatoli, seinen Offizier zu erschießen. Danach

sprengen sie den Kohlefrachter. Anatoli wird an eine Insel gespült und von orthodoxen Mönchen gerettet. 30 Jahre später, Mitte der Siebzigerjahre, ist er selber Mönch geworden. Vater Anatoli, wie er nun genannt wird, sucht immer noch Vergebung für seine Sünde. Trotz seiner seelischen Qualen hat er heilende Fähigkeiten. Von überall her kommen Menschen zu dem wunderlichen Mönch, der asketisch in einer Holzhütte lebt. Erst in der Schlusszene findet Vater Anatoli Frieden: In einem Hilfesuchenden erkennt er den Offizier, der den Schuss damals überlebt hat.

In den Großstädten Russlands ist „Die Insel“ seit Wochen Gesprächsthema. Viele Kritiker sind überrascht - über den Erfolg des Films und darüber, dass es gerade Pawel Lungin ist, der diesen Film gemacht hat. 1990 war der in Paris lebende Regisseur mit der Komödie „Taxi-Blues“ bekannt gewor-

den. Die folgenden Filme wie „Die Hochzeit“ (2000) oder „Der Oligarch“ (2002) zeichneten eine moderne Welt der Milliardäre, der Kriminalität und Spießbürgerlichkeit. Und nun „Die Insel“: Im trostlosen Norden Russlands spricht Lungin mit dem Zuschauer über Seelenfrieden und Gottesfurcht. Mit langsamen Kamerabewegungen und langen Einstellungen schafft er die richtige Atmosphäre für die alt-orthodoxen Gebete und das Ringen um Vergebung.

Ein Film für die Massen sei das nicht, schreiben russische Journalisten. Während das Oberhaupt der orthodoxen Kirche, Patriarch Alexander II., ihn als „echten orthodoxen Film“ lobt, zweifeln sie daran, ob dieser von der Jugend richtig verstanden werde. Dabei sind es gerade die jungen Leute, die es in das schwermütige Werk zieht, die in den Vorlesungssälen und Kantinen der Universitäten über den Glauben

und die Institution Kirche diskutieren und den Film weiterempfehlen. Einer Studie zufolge glauben immer mehr Jugendliche in Russland an Gott: 58 Prozent der unter 25-Jährigen. In den letzten 15 Jahren sei das Alter der Gläubigen von 60 auf 48 Jahre gesunken, so eine Studie. Insgesamt glauben 84 Prozent der Russen an Gott.

Früher, sagt Irina Pavlova, die das Russische Programm des Moskauer Filmfestivals leitet, hätten russische Filme fast ausschließlich in Moskau und St. Petersburg gespielt und von Oligarchen oder Mafiaos erzählt. In den vergangenen zwei Jahren sei das Kino in die Provinzen gegangen, zu den einfachen Menschen. „Das Leben und Überleben des Einzelnen, einfache menschliche Themen werden immer attraktiver.“

„Liebst Du mich?“, fragt Vater Anatoli den jungen Mönch, der neben ihm auf dem Baumstamm sitzt und auf das weiße Meer schaut. Die Frage überrascht den Zuschauer mindestens so sehr wie den Mönch, der sich ruckartig zu Vater Anatoli

umdreht. Ist das Verhältnis zwischen den beiden doch den ganzen Film über angespannt, immer wieder beschwert sich der Mönch über Vater Anatoli, der sich nicht an die Regeln des Klosters hält, zu viel Besuch empfängt und sogar Tee mit Zucker trinkt.

„Es geht nicht um Religion oder die Dogmen der Kirche, sondern um den Platz des Menschen in der Welt“, sagt Pawel Lungin. Er möchte in seinen Filmen von der Zeit zeugen, sie fixieren. Und er hat das Gefühl „die Gesellschaft ist bereit, über Ewigkeit nachzudenken, über Sünde und Gewissen.“ In den vergangenen Jahren seien diese in Vergessenheit geraten, n dem Wettlauf um Erfolg und Geld verloren gegangen.

Gespielt wird Vater Anatoli von Petr Mamonov, der bereits in „Taxi-Blues“ für Lungin vor der Kamera stand. „Glaube ist ein Geschenk Gottes. Ich habe es erst sehr spät erhalten“, sagt Mamonov. In den letzten Jahren hat sich der ehemalige Sänger einer Rockband zurückgezogen und lebt



Pawel Lungin